

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

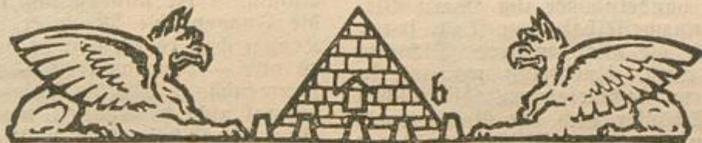
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927**

6.2.1927 (No. 6)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 6



6. Febr. 1927

Albert Serauer / Zu Ludwig Eichrods 100. Geburtstag.  
Die Herkunft des Biedermaier.

Es gibt, auch in unserer von Mechanizismus und über Zweck-  
flaverei ausgehöhlten Welt, immer noch Worte, denen eine ge-  
wisse beschwörende Gewalt innewohnt, Worte, die beim bloßen  
Klang, wie jenes „Sesam öffne dich“ im Märchen, plötzlich ein

einen, Menschen die andern, und wie viele beides zugleich! Und  
daneben, unübersehbar, erhabenste Werke der Kunst, eine Ueber-  
fülle von Kraft und Schönheit, wie keine Epoche der Geschichte sie  
jemals wieder aus der Seele der Menschen herausgerissen hat.  
All das steigt vor uns auf bei einem armseligen einzigen Wort.  
Oder, um näher bei unserm Leben zu bleiben, wir sagen: Renais-  
sance. Wieder steht eine Welt vor uns; ungleich der unsern; noch  
ungleicher der Antike, trotz aller Anklänge. Wohl fehlt es da nicht  
an Glanz und Kraft, an Schönheit und Schmelz, an Feuer und  
Geist; aber wie ein geheimer Druck, dessen sie sich vergebens er-  
wehren, liegt es auf all diesen Menschen; es ist, als ob das Wort  
eines der letzten wirklichen Renaissance-menschen, der in unsere  
Tage hinein gelebt und gedichtet hat, das furchtbare Wort Fried-  
rich Hebbels ihnen im Ohr klänge: alles Leben ist Raub! Daher  
stammen die schweren Schatten in dem glänzenden Bild: diese  
krampfhaft unerfüllte Lust, diese zynische Grausamkeit. Und  
nun zaubern wir einmal weiter: Reformation. Wir haben eine  
Welt glühender, kampffroher Verfechter eines durch tiefste Zwei-  
fel erschütterten und in schwerem Ringen neu-erwonnenen Glauben-  
bens, und ihnen zur Seite, wenn auch nicht immer eines Sinnes  
mit ihnen, die Männer der neuen Gelehrsamkeit, kühl- und scharf-  
blickend, kritisch mehr als schöpferisch, aber heilsam aufräumend  
mit manchem Wust, der durch die Jahrhunderte vor ihnen groß-  
gezogen worden war. Und, wieder einen Schritt weiter zu uns  
her, grüßt wieder eine andere Welt unter neuem Namen: die  
Aufklärung. Hier ist kein Schimmer mehr von der Sonne Ho-  
mers; nichts von dem Duft und Glanz römischer Tage und  
Nächte; aber auch keine Dome wölben sich hochgeschwungen über  
der Sehnsucht und Glaubensnot eines Volkes. Der Rahmen des  
Bildes ist stark verengt. Ja — hier und da noch strahlt in erles-  
nem Raum ein erlebener Kreis in festlichem Kerzenanzug; etwa  
die Tafelrunde in Sanssouci, wie sie Menzel uns nachschuf; die  
Regel aber ist Studierstubenluft, Studierstubenlicht. Nur der  
ferne Klang einer Orgel — deiner Orgel, Johann Sebastian Bach  
— sorgt dafür, daß die Töne aus einer andern Welt nicht völlig  
verstummen. Schließlich — ich führe den geneigten Leser nicht  
ohne Absicht diesen Weg, den er vielleicht für einen Umweg halten  
zu müssen glaubt — schließlich ein vorletztes Zauberwort: Klassi-  
zismus. Ich will es nur nennen. Darf ich doch, in Deutschland,  
damit rechnen, daß es jedem ein deutliches Bild vor Augen zwingt,  
und wäre es auch nur das Bild dessen, in dem diese Epoche gipfelt:  
das Bild Goethes, des Menschen, der in stürmischer Auflehnung  
gegen die Enge seines Zeitalters mit aller Kraft einer unver-  
gleichlichen Begabung nach dem Ziel harmonischer Universalität  
hindrängt, dem er in der Tat so nahe kommt wie kein Sterblicher  
vor oder gar nach ihm.



*Der Herr bemerkt liebevoll  
auf das Alter, sollte man  
aber das Alter nicht für den  
Herrn.*  
Ludwig Eichrodt.

Kaum eine Spur nun aber von all dem Großen, Glänzenden,  
Glühenden berührt uns, wenn wir das letzte unserer Zauber-  
worte nennen, das eben, unter dessen Zeichen diese Betrachtung  
steht: das Wort Biedermaier. Ja, darf man das, was unsere Er-  
innerung bei diesem Wort hergibt, überhaupt eine „Welt“ nennen?  
Dann ist es zum mindesten eine Welt von unaussagbarer Enge und  
Begrenztheit. Hier scheint das Leben ganz und gar nur auf das  
Notwendigste, Alltäglichsste, Kleinste gestellt zu sein. Oder denken  
wir nicht bei dem Wort Biedermaier zunächst einmal an alle jene  
heute wieder so sehr begehrten und geschätzten Dinae des täglichen  
Bedarfs, womit unsere Groß- und Urarabväter ihre bescheidenen

Lor vor unsern Augen auffpringen machen, durch das wir in eine von  
unserer gewohnten Umgebung auf irgend eine Weise scharf unter-  
schobene Welt hineinblicken. Um eines der stärksten Worte dieser  
Art zu nennen: die Antike. Welche Flut goldenen Lichtes, welcher  
brausende Chor vielfältigster Lebensstimmen strömt aus diesem  
Wort auf uns ein! Ewig unvergeßliche Gestalten: Götter die

Stuben schmückten? Wir lieben sie, gewiß, diese mit einem etwas dünnen Behagen erfüllten Biedermaierstuden, und wir empfinden es sehr deutlich, daß alle diese saunten zierlichen Dinae etwas an sich tragen, was man an sehr vielen ihrer heutigen, zufälligen Besitzer vergebens suchen würde: den Stempel des Bescheidenen, Gediegeneu, Ehrlichen, Sauberen. Damit vor allem gewinnt sie ja und verdient sie unsere Sympathie, diese Welt des Biedermaier, so gewiß es eine sehr kleine, eine sehr enge Welt ist und bleibt, eine Welt, in der — zehn gegen eins — kein wirklich lebendiger Mensch unserer Tage atmen könnte und — möchte.

Gerade dieser Welt aber widerfuhr nun etwas, dessen sich keine jener ändern so viel glänzenderen Epochen rühmen kann. Erinnerung wir uns des Wortes, womit wir sie herausbeschworen: das Wort Biedermaier ist — sozusagen — zweigeschlechtlich. Wenn wir an die tausend schütternen und doch leise feierlichen Dinae denken, die heute wieder das Entzücken stiller Sammler sind, so ist es das Biedermaier, was in unserer Erinnerung wach wird. Mitten unter diesen Dingen jedoch taucht, je mehr wir uns damit beschäftigen, umso deutlicher der Biedermaier auf, jene uns allen bekannte halb lächerliche, halb rührende Gestalt, die als scharf umrissener Typus die innere und äußere Haltung jener ganzen Epoche verkörpert. Die Schöpfung eines solchen Typus ist eine Leistung, die unter allen Umständen Achtung fordern darf. Mag es sich um einen Till Eulenspiegel handeln oder um Herrn Biedermaier; in beiden Fällen ist unzweifelhaft ein Teil jener mythenbildenden Urkraft am Werk, die aller wahren Dichtung Seele von jeher war, ist und sein wird. Und selbst wo, wie in unserem Fall, die Gestalt aus einem nachweisbaren historischen Kern erwachsen ist, bleibt ihrem Schöpfer doch der Ruhm eines Dichters gewahrt, und wir erfüllen nur eine Pflicht dankbarer Pietät ihm gegenüber, der zwei Generationen vor uns zu herzlichstem Lachen verholfen hat, wenn wir uns seiner heute, gelegentlich der 100. Wiederkehr seines Geburtsjahres, feiernd erinnern.

Wie kam es zur Schöpfung des Biedermaier — masculini generis —? und vor allem: wie kam unser Landsmann Ludwig Eichrodt dazu?

Um das verständlich zu machen, ist der Hinweis auf das Urbild des Biedermaier unerläßlich: Samuel Friedrich Sauter, das glückselige, arme geplagte Schulmeisterlein aus Flehingen, daselbst geboren anno 1766, amtierte volle 55 Jahre als Meister vom Bafel, davon 30 in Flehingen, wo er auch, im 80. Lebensjahr, 1846 stirbt. Er ist ein überaus drolliger, lieber kleiner Kauz; ganz und gar nicht ohne Würde; auch nicht ohne mancherlei Kenntnisse; aber eben unwittert vom köstlichsten aller Humore, dem unfehlbaren, und das besonders, wenn er dichtet. Denn das tut er mit Leib und Seele. Es gibt schlechterdings nichts, worüber er außerstande wäre, einen Vers zu machen. Und dabei passieren ihm dann etwa solche Strophen: „Traurig ist es, einsam sein! / Traurig, so getrennt zu leben, / Einsam schlafen, nichts daneben. / Nichts von gleichem Fleisch und Bein, / Traurig ist es, einsam sein!“ oder, in einer „Ballade“: „Siehe mit gekrümmter Miene / Diese alte Burg ruine! / Des getränkten Ruhms Hand / Hat einst Liebened verbrannt“, oder, etwas Wissenschaftliches: „Was wie ein Magnet wirkt, / Das nennt man magnetisch, / Was leicht sich entzweit macht, / Ist zweifisch oder zweifisch, / von zwei entsteht Zwillung, / Zwiern, Zwiesel und Zwiist, / Wahrscheinlich, daß Zweisfische / Ein Schwesterwort ist“. Kurzum, es ist erschütternd, zwerchfellerschütternd. Es ist ohne große Mühe einzusehen, in wie nahesten verwandtschaftlichem Verhältnis dieses Urbild zu dem uns allen bekannten Bild des Biedermaier steht. Was aber hat dieses Männlein und seine Welt mit jenen so ganz andern Erscheinungen zu tun, auf die wir im Beginn unserer Betrachtung hingewiesen haben? Das sei kurz erklärt. Die Antike freilich müssen wir dabei ausschalten. Sam. Friedr. Sauter mit Apollon Arm in Arm — das geht wirklich nicht. Auch auf dem Kopf des Colleon möchte er wohl eine höchst fragwürdige Gestalt machen; und Luther so gut wie Neuchlin brächen gewiß in ein fröhliches Gelächter aus, wenn er bei ihnen einträte. Aber ist nicht doch schon in der Umgebung Luthers manches Gesicht, das so ein wenig spießig dreinschaut? etwa „der Edle, der aus Bretten war und trefflich hat gelehrt“, wie es in einem Sauterischen Gedicht auf Melanchthon

heißt. Und weiter in der Zeit der Perücken und vollends der Böpfe, — tritt da etwas Verwandtes nicht immer deutlicher zutage? Man darf dabei natürlich nicht gerade an Leibniz denken oder an Kant; aber wie ist es mit Herrn Nicolat, Lessings vielschreibendem Freund? Und wieder ein paar Jahrzehnte später: so himmelweit der Abstand zwischen dem Flehinger Schulmeister und einem Goethe ist, — in seiner Umgebung würde unser guter Samuel Friedrich schon gar nicht mehr auffallen; da sehen sogar entschieden erheblich mehr Gesichter dem seinen ähnlich als dem des großen Geheimrats. Und diese Wandlung ist durchaus keine Zufälligkeit. Es zieht eine klar erkennbare Linie durch die letzten fünf Jahrhunderte europäischer Geschichte. Derselbe große Freiheitswille, der die Schranken der mittelalterlichen Kirche sprengte und aus der Seele Europas Renaissance und Reformation aufbrechen ließ, derselbe Wille trieb aus den Volkshörnern ein lebenshungriges, trotziges Geschlecht von Bürgern hervor, das, der Gewalt geistlicher wie weltlicher Oberherren gleichermaßen entgegen, seine Freiheit, seine Rechte, seine Macht verteidigte und durchsetzte. Ohne dieses Bürgertum war die Renaissance so wenig möglich, wie die Reformation, die Aufklärung so wenig wie der Klassizismus; das sollte man nicht verpassen, wo man über das Bürgertum spricht, und am wenigsten da, wo man über es schilt. Seine Kraft erlahmte, es ist wahr. Die Reihe, an deren Anfang Kerle standen wie die Gründer und Führer der Hanse, die Bugger, die Medizeer, sie schließt mit dem Todus, dessen Kennzeichen es ist, daß er das Unwichtigste wichtig nimmt, sofern es nur — oder weil es — mit seinem persönlichen Behagen zusammenhängt, d. h. sie schließt mit dem Spießbürger. Das ist nun einmal nicht zu leugnen, man mag darüber denken wie man will. Ihm schon bedenklich nahe, aber doch noch durch eine gewisse Würde, Einfachheit und Menschenliebe, worauf er viel gibt, erträglich gemacht, steht der Biedermaier vor uns. Die Welt, die seinen Namen trägt, ist als eine natürliche Alterserscheinung der unvermeidlichen Ausflucht der so viel glänzenderen Epochen, die ihr vorausgegangen waren.

Daß dann aus einer zufälligen Einzelercheinung dieser Epoche ihr heute noch lebendiger Typus, der Biedermaier, wurde, dazu war es nötig, daß sich ein Mann fand, der selber, nach Herkunft, Bildung und Lebensgaita, völlig in dieser Zeit wurzelnd, doch instand war, dank persönlichster Begabung, vor allem dank der Gabe des Humors, sich — nicht ohne gelegentliche Wehmut, aber im ganzen vorwiegend lächelnd, wo nicht herabhaft lachend — über seine Zeit zu erheben. Und dieser Mann fand sich in Ludwig Eichrodt. Die Frage, die sich zur Not zu einer Doktorfrage aufbauen ließe, die nämlich: wie weit die Schöpfung des Biedermaierstyps Sache Adolf Kufmanns, des Heidelberger großen Kliniklers und Freundes von Ludwig Eichrodt, gewesen sei, kann für uns und heute ausbleiben. Kufmann selber hat, nach eigener Darstellung in seinen Lebenserinnerungen, Eichrodt zweifellos für den geeigneten Mann gehalten, die Gestalt des Biedermaier nach dem anfeuernden Vorbild des alten Sauter zu runden und mit wirksamen Zügen eigener Prägung ins Typische zu erheben. Und der Erfolg hat ihm durchaus recht gegeben. Ludwig Eichrodt brachte in der Tat die gerade zur Lösung einer solchen Aufgabe erforderliche Eignung sozusagen von Hause aus mit. Er war mit dem Bürgertum jener Tage nicht nur vertraut, sondern von der Wurzel auf unlöslich mit ihm verwachsen. Und zugleich war sein Empfinden lebhaft und sein Verstand scharf genug, um ihm die Enge und Unfreiheit seiner Zeit und vor allem die Lächerlichkeit zum Bewußtsein zu bringen, die dem liberalen würdigen Gegenstand zwischen den ehrfürchtig gehüteten Lebensformen vergangener reicherer Epochen und den höchst dürftigen Lebensinhalten der eigenen anhaftete. Daß dieser Gegenstand sich auf eine so spaisige Weise gerade im Gebiet des Sprachlichen ankerte, und daß Ludwig Eichrodt von Haus aus eine ungemaine Keimhaftigkeit für sprachliche Nuancen besonders solche unfehlbar komischer Prägung mitbrachte, — das Zusammenreffen dieser beiden Tatsachen ermöglichte es ihm, eigentlich durch das bloße bewußte Anschlagen und Festhalten einer ganz bestimmten sprachlichen Tonart den heute und gewiß auch noch über unsere Tage hinaus lebendigen Typus des Menschen der „alten Zeit“ zu schaffen, den Typus Biedermaier.

## Gottlieb Graef / Erinnerungen an Ludwig Eichrodt.

Ich, der alte Biedermaier  
Mit dem Mondschein auf dem Haupt,  
Komme heut mit meiner Leier,  
Weil der Himmel es erlaubt.

Ludwig Eichrodt

Es war gerade vor fünfzig Jahren, während meiner Wiener Studienzeit, da noch lyrische Interessen die junge Seele beherrschten, als ich mich an einem sonnigen Nachmittage im Mai aus dem geräuschvollen Getriebe der Millionenstadt nach dem unteren Ende der Praterinsel flüchtete, um mich hier „ferne von der Menschen rohem Schwarm“ in eine Föhren im Buchladen erstandene Gedichtsammlung eines mir bisher unbekanntem Dichters zu vertiefen, der sich Ludwig Eichrodt nannte und dessen Heimat ich irgendwo im fernem Norden Deutschlands vermutete. Die Gedichte erweckten alsbald mein ganz besonderes Interesse, das

in der Folge noch zusehends wuchs, je mehr ich mich in die Zeugnisse der Eichrodtschen Muse versenkte. Vier Jahre später wurde ich in der Stadt des Hinfenden Boten mit dem Dichter persönlich bekannt. Damit begann eine zehn Jahre lang bis zu seinem Tod währende Freundschaft, die mir im Verein mit der nach Ludwig Auerbach verbindenden Freundschaft den Aufenthalt in der Schutterstadt zu einem der schönsten, aureacundsten und fruchtbarsten Abschnitte meines Lebens machte.

Ludwig Eichrodt war ein ebenso tief- und warmfühlender als geistreicher Mann von weitgehendem Wissen und klarem Urteil, dabei offen, unerschrocken, autherzig und lebenswürdig, gefällig daher von jedem, der ihn näher kannte. Seiner natürlichen, geraden und ferndeutlichen Art widerspreche aller bloßer Schein und aller fremdländische Erlesanz, während sein lebendiger froh

fröhlicher Geist allezeit großes Bedürfnis nach anregender Geselligkeit und fruchtbarem Gedankenaustausch über nicht alltägliche Dinge empfand. Beschaulicher Natur, erfüllt von edlem Wissensdurst und feinem ästhetischem Empfinden, sowie getragen von einer harmonischen Geistesbildung und Weltanschauung, beschäftigten ihn anhaltend die mannigfaltigsten Fragen auf dem Gebiet der Wissenschaft und Kunst.

Sichrodt war eine vorherrschend philosophische Natur. In der Hauptsache Hegelianer, fand er für sein individuelles Denken und Empfinden die Hauptbefriedigung in Bahnsens Realbiatektik. Im geselligen Leben, mittags bei Mokka und Sechsendsechzig in der „Sonne“ und abends beim Bier, verkörperte er die von ihm geschaffene Biebermaiergestalt eines behaglichen deutschen Philisterdaseins aus der seligen Bundestagszeit.



Ludwig Sichrodt beim Sechsendsechzig.

Es war immer eine Freude, ein Genuss und vielseitig fördernder Gewinn, auf Spaziergängen und Ausflügen wie im häuslichen Kreis und am Wirtshausstisch mit dem orientierten, geistvollen und belebten Mann über literarische und besonders über philosophische Fragen Gedanken auszutauschen. Dabei aefiel er sich oft darin, Reime in drolliger Weise zu Tod zu reiten wie in seinem bekannten Lied vom alten Hasdver. Außerdem machte es ihm, der „Sportdrossel im deutschen Dichtervald“, Spas, lebende und tote lyrische Dichterkollegen in treffender, aber durchaus harmloser, lebenswürdiger Weise zu parodieren. So teilte er mir eines Abends mit, daß ihm tagsüber die Schillerische „Bürgschaft“ zu Gesicht gekommen und dabei in der ersten Strophe die außergewöhnliche Häufung von Hauptwörtern aufgefallen sei. Dies habe ihn in plötzlicher Umwandlung einer barocken Raune gereizt, jene Wörter in die schwäbische Verkleinerungsform umzuwandeln, in der sich das Ding in der Tat ungemein harmlos, gemüthlich und spießbürgerlich anhört:

Zum Dionysösle, dem Tyränkle, schlich  
s Mühsle, s Döhsle im Gwändle:  
Ihn schlugst d' Häckerle in Bändle.  
„Was wolltest du mit dem Döhsle, sprich!“  
Entoegnet ihm senfichter 's Wieterichle.  
„s Schädtle vom Tyränkle befreie!“  
„Dees sollst du am Kreizle bereie.“

Ueberhaupt war er äußerst fruchtbar im Erfinden aeftreichen Blödsinns und virtuos in dessen poetischer Gestaltuna. Urdrollig ist der in seinen Dichtungen sich etwas clownhaft aebärdende Humor, der bald sich überschlägt, bald auf den Händen läuft, bald die Welt zwischen die eigenen Beine hindurch betrachtet zur Gewinnung der erforderlichen Perspektive für die Erscheinungen des Lebens. Ganz köstlich aber war es, wenn er im engeren Freundeskreise um die kritische Zeit der feierabendlichen Polizeistunde zuweilen das Lied seiner freibeitbegeisterter Hammerichmieds- g'sölln sang, dessen Vortrag durch seine von Natur etwas näselnde Stimme ungemein an Komik aewann.

Sichrodt besaß, dank seiner abgeklärten Weltanschauung, jenen echten Humor, der auch über sich selber zu lachen und selbst unter Tränen noch zu lächeln vermag, eine Fähigkeit, die heilwielweise seinem Dichterfreunde Schefel völlig abging. Wieviel Unangenehmes und Widerwärtiges hat er sich durch „komische Verneinung“ parodierend oder karikierend von der Seele aebichtet. Gleichwohl ärgerte es ihn, wenn er stets nur als Humorist und Spasmmacher gewertet und aefertelt wurde. Daß er ein volles Recht hatte, auch ernst genommen zu werden, beweisen seine vielen tiefempfundenern ernsten Sachen. Neben dem in seinen Dichtungen aepflegten feinen Humor verfügte Sichrodt aber auch noch über einen derben solchen. Als er mit uns einmal lange nach Mitternacht den sogenannten Magnatentisch im „Rappen“ verließ,

blieben nach erfolgter Verabschiedung wir andern noch einige Augenblicke vor der Wirtshausstüre stehen, indes Ludwila Biebermaier im hellen Mondschein den unmittelbar gegenüberliegenden „Brestenbüchel“ erklimmte und seinem Dienstwohnstübli aufstrebte. Da er darauf hielt, sein staatsdienerliches Renomme und Deforum nach außen zu wahren, und besonders über seine nächtlichen Heimgänge einen dichten Inkonfidentschleier aebreitet wünschte, brüllten wir nun in unverzeihlicher Bosheit auf Verabredung dem mittlerweile am oberen Ende des Urteilsylabes Angelangten laut und unisono nach „Gut Nacht, Herr Oberamtsrichter!“ so daß es weithin über den Platz hallte und in den benachbarten Gassen, sowie an der Wohnuna des Stadtvarrers Werner und beim Essig-Frank ein mehrfaches Echo wachrief. Der also Apostrophierte wandte sich ruhig um und rief uns mit seiner näselnden Stimme den klassischen Gegengruß zu: „Gut Nacht, ihr Stück Viecher!“ Am andern Tag beim Mittagskaffee im Kassonhaus lachten er und wir herzlich über die spontane originelle Pluralbildung seines Liebesarubes.

Die starke Vormachtstellung des Unterbewußtseins bei Sichrodt, dem bei manchen die Aufmerksamkeit nicht allzusehr in Anspruch nehmenden Betätigungen, wie beim Essen und Trinken, beim Kartenspiel und Kegelschieben, immer zugleich auch höhere Gedanken und Bilder durch den Kopf gingen, hatte beareiflicherweise manche Geistesabwesenheit und Zerstretheit im Gefolge, die sowohl sein häufiges Verlieren im Kartenspiel wie die im Alter immer mehr hervortretende Vergesslichkeit und Neigung zu Verwechslung eigener und fremder Dichtungen erklärt. Am merkwürdigsten trat diese Vergesslichkeit in die Erscheinung, wenn es sich um den Wortlaut seiner Dichtungen handelte, so daß er oft die Kinder der eigenen Muse nicht mehr erkannte. Wiederholt ereignete sich der Fall, daß er, wenn ich im Laufe des Gesprächs etwas aus jenen zitierte, verwundert fragte, von wem dies sei, es käme ihm so bekannt vor. Andererseits passierte es ihm im späteren Alter sogar, daß er in seiner harmlosen Verachlichkeit oft gelezene Dichtungen anderer, die in seinem Geist und Stil gehalten waren, schließlich für eigene hielt. So hatte er im zweiten Band seiner 1890 bei Bong erschienenen Gesammelten Dichtungen in das eini mit Freund Kufmaul gemeinschaftlich geschaffene „Buch Biebermaier“ einige von diesem allein stammende Gedichte aufgenommen. Da überbrachte mir bald nach Sichrodts Tod Dr. Moriz Schauenburg einen an ihn gerichteten Brief Kufmauls, der gegen diese erst jetzt von ihm bemerkte Ausnahme jener Gedichte Protest erhob. Doch wies ich auf die langjährige geistige Gütergemeinschaft der beiden Freunde bei Entstehung der Biebermaierlieder und auf die in den letzten Lebensjahren Sichrodts sichtbarlich zunahme getretene Gedächtnisschwäche hin, was jene Verwechslung begreiflich erscheinen lasse, wie auch dessen grundehrliche, durch feinerlei Ehrgeiz getriebne Weisensart eine wissentliche Aneignung fremden Geisteserkenntnis ausschließe. Inwiefern Kufmaul sich durch diese Erklärung beruhigt fühlte, ist mir nicht bekannt aeworden.

Daß es nicht Sichrodts Art war, sich mit fremden Federn zu schmücken oder aus dem Verkehr mit Freunden sich gar materiellen Vorteil zu sichern, zeigt folgender Fall. In Rücksicht des zwischen ihm und dem bekannten Illustriator Oberländer der „Fliegenden Blätter“ seit Jahren bestehenden freundschaftlichen Verhältnisses teilte ich ihm beim gewohnten Mittagskaffee in der „Sonne“ die vormittags im Unterricht meines Freundes Widder erfolgte originelle Livius-Üebersetzung eines unaenügend vorbereiteten Sekundaners mit: „Exercitus Romanus novas calamitates accepit = das römische Heer erhielt neue Schlappen“. Sofort ließ er sich von Gretchen, der blonden Kaffee-Bebe, Papier und Tinte geben und teilte den Fall als zur Illustrierung aeeignet, Oberländer mit. Bald (im Sommer 1887) brachten auch die „Fliegenden“ auf der Titelseite ein Vollbild von dessen genialer Künstlerhand mit der Ueberschrift „Illustrierter Livius“ und beigefügter Uebersetzung. In einem römischen Kaiserhof ist die Mannschaft zum Schlappenappell angetreten und zeigt dem die Front abschreitenden Centurio die toeben „aefakten“ neuen Fußbekleidungen mannigfaltigster Form und Größe vor, wie sie eben die entprechend gestalteten Pedale der zugehörigen Kufinhaber, teils solche normalen latinischen Wuchses, teils plumbe etruskische Plattfüße, erforderten. Einige Monate darnach lud Sichrodt seine näheren Freunde zur Beerung eines großen Fasses Münchener Bier ein, in dem er das von der Redaktion des Münchener Blattes überandte Livius-Honorar angelegt hatte. Während des fröhlichen Bacchanals bedauerten wir nur, daß der Teilnahme des verdienstvollen Sekundaners an diesen dionysischen Freuden die Schulpflichtung hindernd im Wege stand.

Sichrodt besaß eine große Liebe zur Malerei. Ein scharfes künstlerisches Auge befähigte ihn vornehmlich zu lyrischem Ersassen von Landschaftsbildern. Vor allem war ihm seines koloristischen Empfinden eigen, das auch bei unserem gemeinschaftlich betriebenen Auvarellieren deutlich hervortrat, mit dem jedoch die zeichnerische Veranlagung, die Fähigkeit der Formgestaltung, nicht gleichen Schritt hielt. Dies mag eini auch der Grund gewesen sein, weshalb er von der ins Auge gefakten Wahl der Malerei als Lebensberuf Abstand nahm.

Als großer Naturfreund empfand Sichrodt zeitlebens einen starken Wandertrieb. Da er diesen nicht in dem aewünschten Maß befriedigen konnte, überwand er die Sehnsucht, fremde Länder zu schauen, durch karikierende Resignation, indem er aus Sparsamkeit „Wanderlusten“ dichtete. Um so mehr durchstreifte

er die Berge und Wälder der engeren Heimat. Eine der schönsten Wanderungen, die ich mit ihm unternahm, war die nach Hansjakobs Paradiesort Hofstetten, wo wir uns nach anstrengendem Marsch in den forellenberühmten „Drei Schneeballen“ delikater Schlemmerei hingaben. Als wir bei der Rückfahrt am Abend noch in der Offenburger Bahnhofswirtschaft ankamen, trat ein älterer Herr mit geistvollem Kopf an unseren Tisch und beehrte Eichrodt in herzlicher Kardialität. Es war Kuchmaul, den ich bei dieser Gelegenheit kennen lernte und dessen Persönlichkeit mir einen starken Eindruck hinterließ. Leider machte der baldige Abgang unseres Oberländer Zug dem Beisammensein mit dem berühmten Gelehrten allzu früh ein Ende.

Seinem Lebensberuf hat unseren Dichter keinesfalls ein innerer Trieb zugeführt, vielmehr scheint dessen Wahl auf väterlichen Einfluß zurückzuführen zu sein. Nachdem er sich aber einmal im staatsdienlichen Fahrwasser der Rechtsgelehrsamkeit befand, drängte ihn sein Verlangen nach Freiheit und Unabhängigkeit naturgemäß zum Richterstand. Hier konnte er seine geistigen Interessenbahnen unbehindert verfolgen, ohne einer reaktionärsseitigen Bevormundung gewärtig sein zu müssen. Freude aber hat der Schöngest nie an der trockenen Jurisprudenz gehabt. Verärgert nannte er sie zuweilen den Mist, aus dem seine Niederblumen sprießen. Gleichwohl muß ihm das große Verdienst zuerkannt werden, daß er in seiner Eigenschaft als Richter manchen Advokaten um einen fetten Prozeß gebracht hat. Wenige Richter können sich rühmen, so viele Vergleiche herbeizuführen zu haben wie er. Sein Verdienst erfährt seine Schmälerung, wenn nach der Hand auch der eine oder der andere „Verglichene“ zu der Ueberzeugung kam, daß er bei konsequenter Durchführung des Prozesses besser gefahren wäre. Zu solchem Schluß gelangte unter der erleuchtenden Wirkung des Alkohols auch ein italienischer Erdarbeiter, der nach erfolgtem Vergleich das Wirtshaus zum „Rechten“ aufsuchte und hier gegenüber den sich für seinen Rechtsfall interessierenden Tischgenossen seiner Unzufriedenheit mit der Eichrodtschen Vergleichspraxis mit den Worten Ausdruck gab: „Eichrodt auter Mensch, aber schlechtes Jurist“.

Bei der geringen Mühe, die ihm die Ausübung seines amtlichen Berufs bereitete, sowie angesichts der vielen Mittelmächtigkeit, die sich im Staatsdienst breit macht und es schließlich doch zu Orden und Ehrenzeichen bringt, gab Eichrodt einem ihn wegen der Berufswahl seines Sprößlings um Rat ansehenden Lehrer Handwerksmeister in breitem Durstlöcher Rheinischwäbisch den Rat: „Nicht der Bub ascheit, so lasse Sie'n e Handwerk lerne, Nisch er dumm, no lasse Sie'n schubiere; der Schtaat schlauift no meh mit.“

Am 2. Februar 1887 vereinigte uns der sechzigste Geburtstag des mittlerweile in ein behagliches Alter eingetretenen zu einem

gemütlichen Abendessen im hintersten Zimmerchen des Sonnenwirtschauses. Dabei feierte Gehler das Geburtstagskind in gedankenreicher, von seinem Humor durchwurzelter Rede, während Eichrodt selber uns in seiner Erwiderung mit einem für den Tag im Wiederholerstil gefertigten köstlichen Gedicht erfreute, das leider nicht in die Gesammelten Dichtungen aufgenommen ist, dessen Anfangsworte aber den gegenwärtigen Erinnerungsbildern als Motto vorangestellt sind. Außerdem hatte Gehler den Jubilar noch in der „Gartenlaube“ in humorvoller Weise gewürdigt.

Den siebenzigsten Geburtstag sollte der Dichter der Wanderlustlieder nicht mehr erleben. Vier Jahre nach seinem sechzigsten warf ihn ein Leiden auf das Krankenbett, an das er ein volles Jahr gefesselt blieb und von dem er nicht mehr aufstehen sollte. Obgleich er dabei viel unter einem bösen Husten zu leiden hatte, fand ich den Philosophen bei meinen Besuchen in seiner „Matragenruft“ stets in der an ihm gewohnten Heiterkeit des Gemüts und in einer an den sterbenden Sokrates gemahnenden Seelenruhe. Denselben Gleichmut bekundeten seine Zuschriften während dieser Krankheitsstage. Mein letzter an ihn gerichteter Brief war der zu seinem fünfundsiebzigsten Geburtstag. Der der Willensbildung nahe sollte ihn nicht mehr lesen. Am 2. Februar 1892, am Tag Mariä Lichtmess, der auch sein Geburts- und Hochzeitstag gewesen ist, hat er die Augen für immer geschlossen. Friedlich wie im Leben lag er auf seinem Sterbelager, an dem ich ihn noch im Bilde festhielt. Außerdem veranlaßte ich die Abnahme einer Totenmaske, die durch den Bildhauer Siefertle unter meiner Aufsicht gelangte. Nach ihr schuf in der Folge der Karlsruher Meister Elsäffer die Bronzebüste für den Fahrer Stadivarf. Leider hat während des Weltkriegs auch diese der metallhungrige Kriegsmoloch verschlungen. Hoffentlich krönt ein Neuaufseht wieder das die Jahre her wie eine stumme Mahnung in einsamer Verlassenheit ragende Postament. Am 5. Februar haben wir, was sterblich an Ludwig Eichrodt gewesen, auf dem Kirchhof zu St. Jakob in Bahr zur Erde bestattet. Unsterblich aber wird er im Herzen des deutschen Volks fortleben in seinen Liedern. In dem Augenblick, da der Sarg in die Tiefe gesenkt wurde, setzte ein Schneesturm ein, dessen weiße Flocken sich als letzter Himmelsarabtröndel darüber leiten.

Noch im gleichen Jahr folgte ihm die treue Lebensgefährtin im Tode nach. Friedrich Gehler war ein Jahr, Ludwig Auerbach neun Jahre zuvor dem Freunde vorangegangen.

Nach dem Tod dieser Tresslichen hatte der Aufenthalt in der Schutterstadt den größten Teil seines bisherigen Reizes für mich verloren, was mir im folgenden Jahr das Scheiden von dieser Stätte elfjähriger reiner Daseinsfreude wesentlich erleichterte. Aber immer noch gedenke ich freudig und dankbar jener bedeutungsvollen Zeit als eines Höhepunktes in meinem Geistesleben.

## Ludwig Eichrodt / Aus „Wanderlust“.

1849.

Nach Italien, nach Italien  
Möcht' ich, Alter, jetzt einmaltgen,  
Wo die Pommeranze wohnt;  
Wo die wunderschönen Mädchen  
Unter süßen Trioletten  
Singen wandelnd unterm Mond —  
Dahin, Alter, laß mich ziehn!

Nach Ägypten, nach Ägypten  
Laß mich ziehn mit der Geliebten,  
Wo der Sturm der Küste pfeift;  
Wo der Weise stets zufrieden  
Auf erhabnen Pyramiden  
Stumm in seinen Busen greift —  
Dahin, Alter, laß mich ziehn!

Nach Kroatien, nach Kroatien  
Laß mich ziehn, wo durch Dalmatten  
Brummend rennt die Drau und Sava;  
Wo der kluge Banus waltet,  
Wo der Mantel rot sich faltet  
Und für's A man macht ein Bau —  
Dahin, Alter, laß mich ziehn!

Nach Britannien, Großbritannien  
Boret mich der Spleen von dannigen,  
Wo das Parlament sich dehnt;  
Wo die Sonne schwimmt im Nebel,  
Wo der Mensch lebt komfortabel  
Und der hohe Bootsmann gähnt —  
Dahin, Alter, laß mich ziehn!

Nach Algerien, nach Algerien  
Laß mich in die Osterferien.  
Gehrer Alter, laß mich aehn;  
Wo die Datteln heimlich reifen,  
Wo die Arabesken schweifen  
Und die Antilopen stehn —  
Dahin, Alter, laß mich ziehn!

Nach Provanzien, nach Provanzien,  
Eil' ich, dem olivenranzigen,  
Wo das Reich der Minne stund;  
Wo die Troubadoure johlten,  
Wo die Päpste sich erholten  
Und die Dame hielt den Mund —  
Dahin, Alter, laß mich ziehn!

Nach Chinesien, nach Chinesien  
Möcht' ich, wo ich nie gewesen,  
Wo die Seelen stille stehn;  
Wo die Menschen wahrhaft wimmeln,  
Frauen ihren Fuß verstümmeln  
Und der Tusch am schwärzesten —  
Dahin, Alter, laß mich ziehn!

Nach Newyorkien, nach Newyorkien  
Wolle viel des Gelds mir borgien,  
Wo die Ware stumm sich kreuzt;  
Wo geneßt der Eurovarier,  
Wo der letzte Proletarier  
Sich in seidne Tücher schneuzt —  
Dahin, Alter, laß mich ziehn!

Nach dem Strand der Eskimosen  
Sauf' ich in des Nordlichts Rosen,  
Wo man geht in Seehundstracht;  
Wo das Unschlitt Vieblinaxivelse,  
Wo von tausendjähr'gem Eise  
Man sich seine Weiszung macht —  
Dahin, Alter, laß mich ziehn!

Nach Utopien, nach Utopien  
Laß mich ziehn nach allem Obigen,  
Wo die Luft'gen Schläffer sind;  
Wo kein Scheiden und kein Weiden,  
Wo man lebt in ew'gen Freuden  
Und der Kommunismus grünt —